

Ursprung und Anfänge des römischen Weltreichs

Roms Aufstieg zur Weltherrschaft gehört in mancher Hinsicht zu den eindrucksvollsten Vorgängen der Geschichte¹⁾. Von kleinsten Anfängen hat sich diese Stadt innerhalb von etwa anderthalb Jahrhunderten zur führenden Macht in der Mittelmeerwelt erhoben. Schritt für Schritt, fast ohne Unterbrechung, breitete sie ihre Herrschaft aus. Auf die Unterwerfung Italiens, abgeschlossen um 265 v. Chr., folgte das Ringen mit Karthago; an die Aufrichtung der römischen Hegemonie im westlichen Mittelmeer schlossen sich nach 200 die Kriege gegen die damals bedeutendsten Staaten des Ostens, Makedonien und Syrien, an, deren Glanz und Größe angesichts der römischen Überlegenheit rasch zusammenbrachen. Unwillkürlich neigt der spätere Betrachter dazu, das, was hier geschah, als folgerichtig und unvermeidlich anzusehen, gewissermaßen von der Zwangsläufigkeit einer Entwicklung zu sprechen. Aber der Eindruck täuscht. So selbstverständlich war das keineswegs.

Blicken wir auf die Anfänge der römischen Expansion, auf die Jahrzehnte nach 350, so sprach eigentlich recht wenig für eine solche Entwicklung. Die damaligen Bewegungen in Mittelitalien, in deren Verlauf Rom zum ersten Mal seine traditionellen Grenzen überschritt und über den Bereich Latiums hinaus nach Campanien griff, wurden überschattet von den Vorgängen im Osten. Etwa zur gleichen Zeit, da Rom mit den Samniten in Konflikt geriet, eroberte Alexander d. Gr. das Perserreich. Die makedonisch-griechischen Heere waren allen anderen überlegen; den Makedonenkönig selbst wie dann auch seine Nachfolger, die Diadochen, erfüllte das Verlangen nach Herrschaft, ihr Blick umfaßte weite Räume, und unter dem Schutz ihrer Waffen faßte eine hochentwickelte Kultur in den neu erschlossenen Räumen Fuß. Die gesamte östliche Welt erhielt ein neues Gepräge. In der Tat — so wenigstens spiegelt es sich in der von den Griechen bestimmten öffentlichen Meinung wider —, die weitere Zukunft schien diesen großen Mächten im Osten zu gehören. Vom Westen her war eine Initiative großen Stils kaum zu erwarten. Dort hatten bisher eigentlich nur zwei Staaten eine größere Rolle gespielt. Syrakus, vor allem seit Dionys die mächtigste Stadt auf Sizilien, hatte zeitweise unter seinen großen Herrschern an die Aufrichtung seiner Hegemonie über die ganze Insel gedacht und auch auf die benachbarten Teile Süditaliens seinen Einfluß auszu-

¹⁾ Vortrag, gehalten bei der Festsitzung der Gießener Hochschulgesellschaft am 15. Mai 1963. — Seiner Bedeutung entsprechend ist das vorliegende Thema eigentlich von jedem, der sich mit der Geschichte der Römischen Republik befaßt, behandelt worden. Das beginnt im Altertum bereits mit POLYBIOS und setzt sich seit dem Beginn der Neuzeit mit MACCHIAVELLI und dann MONTESQUIEU fort bis heute. Hier auch nur die wichtigsten Beiträge zu nennen, wäre unmöglich. So sei zunächst zur allgemeinen Orientierung auf die Forschungsberichte verwiesen, die J. VOGT (*Röm. Republik*, 1932, 4¹⁹⁵⁹, S. 338 ff.) und A. HEUSS (*Röm. Geschichte*, 1960, S. 499 ff.) gegeben haben.

dehnen gesucht, aber, um ernsthaft mit den neuen Mächten im Osten konkurrieren zu können, dafür war seine Basis zu schmal. Eher hätte man das von Karthago erwarten können, der bedeutenden Seemacht, die seit langem das westliche Mittelmeer unter ihrer Kontrolle hielt. Doch die Zeiten, wo sie in großem Stil expansiv gewesen war, gehörten der Vergangenheit an, und die Grenzen ihrer Möglichkeiten waren in dem Ringen mit Syrakus deutlich geworden. An Italien vollends dachte man damals noch nicht. Von seinen Bewohnern waren bislang noch keine wirklichen Impulse auf die weitere Umwelt ausgegangen; für die Mehrzahl der damaligen Menschen lag die Apenninhalbinsel an der Peripherie, wenig wußte man von ihr, und gar mit Rom, vereinzelt zwar erwähnt, verband man noch keine konkrete Vorstellung²⁾. Jedoch gerade das, was zu Ausgang des 4. Jhs. noch nicht einmal als ferne Möglichkeit gehant werden konnte, sollte im Verlauf weniger Generationen Wirklichkeit werden. Auf dem Boden Italiens bildete sich eine Macht heraus, die nicht nur gleichwertig neben die alten Staaten trat, sondern sie alle zusammen in den Schatten stellen sollte. Von dem östlichen Becken des Mittelmeeres, das seit etwa zwei Jahrtausenden im eigentlichen Sinne geschichtlich relevant gewesen war, verlagerte sich seit dem 3. Jh. der Schwerpunkt der geschichtlichen Entscheidungen nach Italien. Rom hob sämtliche bisher gegebenen Voraussetzungen auf und richtete mit einer Energie ohnegleichen seine Herrschaft auf, die über mehr als ein halbes Jahrtausend Bestand haben sollte.

Das alles war so erstaunlich, ja so unfaßbar, daß die Frage, wie das alles hatte geschehen können, sich geradezu aufdrängen mußte. Viele, Sieger wie Besiegte, waren zunächst geneigt, hierin das Wirken überirdischer Kräfte zu sehen. Die Römer selbst, von sich überzeugt, glaubten, die Gottheit habe ihnen dank ihrer Frömmigkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeit Sieg und Herrschaft geschenkt. Auf der anderen Seite erinnerten die Griechen um und nach 200 an das Walten der Tyche, und hinter ihrem Hinweis auf diese launische und unberechenbare Göttin des Zufalls verbarg sich die stille Hoffnung, es könne sich doch noch eines Tages das Schicksal für sie wenden³⁾. Freilich, so bereitwillig derartige Erklärungen auch von einer breiteren Öffentlichkeit aufgenommen werden mochten, auf die Dauer konnten sie dem denkenden Verstand nicht genügen, ja sie widersprachen grundlegenden geschichtlichen Einsichten, die die Griechen seit dem 5. Jh. gewonnen hatten. Hier griff um 150 der griechische Historiker POLYBIOS ein. In seinem Geschichtswerk, in dem er die Aufrichtung der römischen Hegemonie über die Ökumene schilderte, stellte er hart und nüchtern die Frage nach den tatsäch-

²⁾ Vgl. zuletzt A. ALFÖLDI, *Die trojanischen Urahnenn der Römer* (Rektoratsprogramm Basel, 1957, S. 9 ff., bes. S. 26 ff.).

³⁾ Wie POLYBIOS I 63, 9 betont, waren verschiedene Griechen der Ansicht, den Römern sei ihre Herrschaft durch das Wirken der Tyche gleichsam in den Schoß gefallen; vgl. auch XVIII 28, 4 f. Daß derartige Vorstellungen auch noch im 1. Jh. v. Chr. lebendig waren, zeigen die Überlegungen, die in Augusteischer Zeit DIONYS VON HALIKARNASS anstellte (I 4, 2).

lichen Voraussetzungen der Überlegenheit Roms⁴⁾. Zwei Momente sah er dabei als wesentlich an. Einmal war das die besondere Form des Staates, durch die sich Rom von den anderen heraushob. In ihr vereinigten sich die Vorzüge der drei klassischen Verfassungstypen, Monarchie, Aristokratie und Demokratie. Sie manifestierten sich in der Autorität der Magistrate, in der Verlagerung der eigentlichen Entscheidungen auf den Senat, ein Gremium von durch Erfahrung und Können besonders qualifizierten Männern, in der Heranziehung des Volkes, das bei allen Wahlen und Beschlüssen mitwirkte. Zum anderen wies POLYBIOS auf die besondere Einstellung der Römer zu ihrem Staat hin, dank der das Ganze erst wirklich funktionieren konnte. Die römische Gesellschaft sah bestimmte grundsätzliche Normen für sich als verbindlich an, die Triebe und Leidenschaften des einzelnen fanden ihre Schranken in dem Gesetz, die inneren Gegensätze wurden aufgefangen in dem Anliegen aller, der *res publica*. Die Bereitschaft des einzelnen, seine Existenz vorbehaltlos in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, fand ihre Krönung in dem römischen Heerwesen mit seiner für antike Verhältnisse fast einmaligen Disziplin, in jenem Instrument, dem Rom seine Überlegenheit im Kampf verdankte⁵⁾. Die moderne Forschung hat die Fragestellung des POLYBIOS aufgenommen, die von ihm gewonnenen Einsichten weiter entwickelt und zum Teil vertieft, in manchem, vor allem durch die Aufhellung der sozialen Verhältnisse und der Struktur der römischen Adelsgesellschaft, zusätzlich neue Aspekte gebracht. Mag dabei im einzelnen manches noch offen bleiben, insgesamt können wir heute einigermaßen begreifen, warum es den Römern in jedem einzelnen Falle gelungen ist, ihre Gegner zu überwinden⁶⁾.

Aber mit alledem ist noch nicht erklärt, was nun die Römer veranlaßt hat, ihre Herrschaft über die ganze damalige Welt aufzurichten⁷⁾. Immer wieder kann man zwar lesen, ihre innere Natur

⁴⁾ I 1 und ferner in den einleitenden Abschnitten zum 6. Buch (bes. 6, 2), in dem er aus der besonderen Form des römischen Staates dessen Überlegenheit über die anderen zu erweisen suchte.

⁵⁾ Vgl. die Ausführungen des POLYBIOS 6, 19 ff.; zur Einstellung der Römer zu ihrem Staat bes. auch 6, 52 ff.

⁶⁾ Die neueste zusammenfassende Behandlung des Römischen Staates gibt das Buch von ERNST MEYER, *Römischer Staat und Staatsgedanke* (1948, ²1961). Für unser heutiges Wissen um die römische Adelsgesellschaft wurden grundlegend die Untersuchungen von M. GELZER; jetzt zusammengefaßt in seinen *Kleinen Schriften*, Bd. 1 (1962).

⁷⁾ Für POLYBIOS war das noch kein Problem. Da die Römer die Weltherrschaft errungen hatten, mußten sie das seiner Ansicht nach auch gewollt haben. Auf den ersten Blick erscheint das durchaus logisch, und so sind ihm hierin viele bei der Frage nach den Gründen der römischen Expansion gefolgt. Noch R. HEINZE hat in seiner eindrucksvollen Rektoratsrede von 1921 (*Von den Ursachen der Größe Roms*, jetzt in der von E. BURCK herausgegebenen Sammlung seiner kleineren Schriften *Vom Geist des Römertums*, ³1960, S. 9 ff.) einen „positiv gerichteten Machtwillen“ der Römer als selbstverständlich vorausgesetzt (S. 15). Aber die Dinge liegen doch verwickelter. Die bereits durch die Römer vertretene These von dem „defensiven“ Charakter ihrer Politik hat dann im 19. Jh. in MOMMSEN ihren bedeutendsten Verfechter gefunden, und die neueste Forschung kommt mehr und mehr wieder auf ihn zurück; vgl. etwa die hierzu

habe sie dazu getrieben, man weist in diesem Zusammenhang auf ihr Streben nach Macht und Geltung hin. Aber letztlich schließt man hier, wie so oft bei geschichtlichen Urteilen, vom Ergebnis auf eine ursprünglich vorhandene Bereitschaft, ohne zu bedenken, daß eine solche Rechnung nur selten aufgeht. Und das ist auch hier der Fall. Bekanntlich weisen die eigenen Aussagen der Römer in eine ganz andere Richtung. Folgen wir ihnen, so hätten sie ihre zahlreichen Kriege nie in der Absicht geführt, fremde Länder zu erobern, sondern nur deshalb, um sich gegen eine feindliche Bedrohung zu wehren, letztlich also um ihrer eigenen Sicherheit willen. Zunächst klingt das etwas erstaunlich, und die Annahme, ein Volk habe lediglich zur Abwehr drohender Gefahren ein Weltreich erobert, scheint jeder geschichtlichen Logik zu widersprechen. Mit Berufung darauf hat man häufig die Aussagen der Römer bagatellisiert, in ihnen nur einen Versuch gesehen, ihre eigentlichen Absichten mit dem Mantel des Rechts zu verhüllen. Doch so einfach lassen sich diese Äußerungen, wie schon MOMMSEN betont hat⁸⁾, nicht abtun. Hinter ihnen steht die auf uralte Vorstellungen zurückgehende Lehre vom bellum iustum, dem gerechten Krieg, und verbunden damit die Überzeugung, daß jeder Vertrag mit einem anderen Volk seinem Wesen nach unantastbar sei. Gerade hierfür haben einst die Römer besonders eindrucksvolle Formen entwickelt. Bei dem Abschluß eines Vertrags wurde ursprünglich, und dieser Brauch reicht bis in graue Vorzeit zurück, ein Opfertier geschlachtet, danach warf der Priester das steinerne Messer (silex) von sich weg und rief aus: „So wie dieses Tier möge jeder getroffen werden, der es wage, den feierlich beschworenen Vertrag zu verletzen“⁹⁾. Entsprechend war auch die Aufkündigung eines Vertrages, die Erklärung des Krieges, ein gewichtiger Akt, der sich in festen Formen vollzog. Die Fetialen, Angehörige einer römischen Priesterschaft, gingen als Abgesandte zu der feindlichen Stadt, legten ihre Beschwerden dar und forderten Genugtuung; wurde diese verweigert, so erklärten sie, daß der Gegner das Abkommen gebrochen und sich vor Göttern und Menschen ins

einschlägigen Aufsätze von J. VOGT (in: *Vom Reichsgedanken der Römer*, 1942), von M. GELZER, *Die Anfänge des römischen Weltreichs* (zuerst erschienen 1940 in der *Festschrift f. Joh. Haller*, jetzt in: *Kleine Schriften*, Bd. 2, 1963, S. 3 ff.) und H. SCHAEFER, *Das Problem der Entstehung des römischen Weltreichs* (*Hist. Jahrb.* 68, 1949, S. 13 ff.), sowie generell die Beurteilung, die A. HEUSS in seiner *Römischen Geschichte* von der römischen Expansion gibt (vgl. bes. seine Bemerkungen S. 544).

⁸⁾ *Röm. Geschichte*, Bd. 1 (⁹1903), S. 781: „Es ist offenbar für jede nicht oberflächliche Betrachtung, daß die römische Regierung . . . bloß wünschte, nicht übermächtige Nachbarn neben sich zu haben, und daß sie in dem sehr richtigen Gefühl, den Kern des Reichs nicht von der Umlage erdrücken zu lassen, sich ernstlich dagegen stemmte erst Afrika, dann Griechenland, endlich Asien in den Kreis der römischen Klientel hineinzuziehen, bis die Umstände jedesmal die Erweiterung des Kreises erzwangen oder wenigstens mit unwiderstehlicher Gewalt nahelegten. Die Römer haben stets behauptet, daß sie nicht Eroberungspolitik trieben und stets die Angegriffenen gewesen seien: es ist dies doch etwas mehr als eine Redensart.“

⁹⁾ Der Hergang geschildert bei Liv. I 24, 7 ff.; vgl. Pol. III 25, 6 ff.

Unrecht gesetzt habe¹⁰⁾. Nur wenn diese Voraussetzungen erfüllt waren — und daran hielt man noch um 200 fest —, war der Krieg gerecht. Das Ganze erhielt sein Gewicht, indem man die Götter heranzog, an deren Existenz man glaubte und deren Zorn man fürchtete. Aus dem zweifellos auch bei anderen Völkern anzutreffenden Glauben an die Heiligkeit von Verträgen haben hier die Römer die letzte Konsequenz gezogen. Und man darf wohl sagen: die Einstellung, die sich darin kundtut, widerspricht eigentlich der Annahme, es sei ursprünglich den Römern in erster Linie um Eroberung von Land und Erweiterung ihrer Macht gegangen. Selbst wenn sie darauf aus gewesen sein sollten, die Schranken, die sie sich selbst hier aufrichteten, waren, solange sie noch die Götter fürchteten, fast unüber-schreitbar.

Von einer anderen Seite her lassen sich diese Beobachtungen noch ergänzen. Die Römer waren — und das zeigen noch die späteren Phasen ihrer Geschichte — ein ausgesprochen konservatives Volk. Sie haften an ihrem Land, an ihrem Besitz, an den ihnen überkommenen Lebensformen. Ihre Neigung, die angestammte Heimat zu verlassen, war gering. Selbst die römische Kolonisation im 4. und 3. Jh. widerspricht dem nicht. Denn die Ansiedlung römischer Bürger in den verschiedenen Teilen Italiens erfolgte damals nicht spontan, sondern auf Veranlassung des Staates. Und noch zu einer Zeit, da die Welt den Römern zu Füßen lag und auf italischem Boden freies Land für die besitzlosen Schichten kaum mehr zur Verfügung stand, stießen Pläne, römische Bürger in Übersee anzusiedeln, auf starke Widerstände. Ein Vergleich mit den Griechen vermag das Verhalten der Römer noch deutlicher zu machen. Die Kolonisation des 8. und 7. Jhs., in deren Verlauf sich die Griechen in den Küstengebieten des Schwarzen Meers, Süditaliens und Siziliens festsetzten, ja bis nach Südgallien und Spanien vordrangen, offenbart eine ganz andere Mentalität. Zwang mag auch hier dahinter gestanden haben, Mangel und Not in der Heimat, aber unerklärlich wäre das Ganze ohne einen Schuß Abenteurerblut, ohne einen Trieb in die Ferne. Und das wiederholte sich nach 334, als Alexander die Tore nach dem Osten hin aufstieß. Da drängten die Griechen nach und siedelten sich in den neu erschlossenen Ländern an, weniger einem Befehl gehorchend als aus eigenem Verlangen. Derartige spontane Aktionen wird man bei den Römern vergeblich suchen. Und im Zusammenhang damit fehlte ihnen auch jenes Interesse für andere Völker und Länder, das die Griechen seit jeher besaßen. Daß man Reisen unternahm, um die Fremde kennenzulernen, den eigenen Gesichtskreis zu erweitern, dafür finden sich in der klassischen römischen Geschichte keinerlei Beispiele. Man erfaßte nur das Nächstliegende, das freilich sehr klar, doch von der weiteren Umwelt besaß man nur recht vage Vorstellungen. Ein Gefühl des Mißtrauens überwog; instinktiv spürte man in dem Andersartigen eine Gefährdung der eigenen Lebensordnung, und nur zögernd, nicht ohne Widerstreben, hat man im Lauf der

¹⁰⁾ Liv. I 32, 6 ff. zu den Einzelheiten vgl. G. Wissowa, *Religion und Kultus der Römer*, 1912, S. 550 ff.

Zeit neue Formen übernommen. Diese ursprünglich vorhandene Scheu, sich in fremde Bereiche zu wagen, wurde nun auch nicht kompensiert durch eine Art Sendungsbewußtsein; was wir davon hören, bildete sich erst in der Spätzeit der Republik heraus, ist weniger als Antrieb zu verstehen, denn als Rechtfertigung der eigenen inzwischen errungenen Position¹¹⁾. Selbst wenn man schon früh von der Vortrefflichkeit der eigenen Lebensformen überzeugt war, auf den Gedanken, der bekanntlich bei der Expansion anderer Völker eine wichtige Rolle spielte, es sei nun Aufgabe der Römer, die übrige Menschheit damit zu beglücken, kam man zunächst nicht. Und schließlich, um den Kreis dieser Überlegungen zu Ende zu führen: Man kann auch nicht sagen, daß, wie es bei anderen Weltreichen der Fall war, einzelne große Persönlichkeiten die Römer auf die Bahn der Eroberung geführt hätten. Wohl besaßen viele Angehörige der römischen Führungsschicht großen Ehrgeiz, waren von dem Wunsch beseelt, es an Ruhmestaten ihren Vorfahren gleich zu tun — und das war gewiß nicht ohne Bedeutung —, aber diesem Ehrgeiz waren durch eine festgefügte Ordnung Schranken gesetzt, und erst in der ausgehenden Republik konnten derartige Antriebe für die römische Expansion bedeutsam werden, aber erst zu einer Zeit, da die Weichen hierfür längst gestellt waren¹²⁾. Bedenkt man das alles, so könnte man beinahe den Eindruck gewinnen, es habe sich die Eroberung der damaligen Welt durch Rom im Widerspruch zu den ursprünglich gegebenen Voraussetzungen vollzogen; zumindest zeigt es sich, daß sie nicht mit den sich für analoge Erscheinungen anbietenden Argumenten erklärt werden kann.

In der Tat sind die eigentlichen Triebkräfte der römischen Expansion in einem anderen Bereich zu suchen. Am Anfang finden wir bei den Römern in fast primitiver Weise Sorge und Angst. Unheimlich erschienen ihnen ihre Umwelt, die Natur und die in ihr wirken-

11) Daß Äußerungen über das römische Sendungsbewußtsein erst seit dem 1. Jh. v. Chr. greifbar sind, hat nicht nur seinen Grund in der Quellenlage. Derartige Reflexionen, wie sie z. B. von Cicero angestellt wurden (vgl. J. VOGT, *Ciceros Glaube an Rom*, 1935, bes. S. 72 ff., und U. KNOCHE, *Die geistige Vorbereitung der Augusteischen Epoche durch Cicero*, zuerst in: *Das Neue Bild der Antike*, Bd. 2, 1942, S. 200 ff., jetzt in: *Römerturm*, hg. v. H. OPPERMANN, 1962, 203 ff.) lagen ursprünglich den Römern fern; den entscheidenden Anstoß hierzu haben vielmehr erst die Griechen gegeben.

12) Bisweilen hat man gemeint, daß der ältere Scipio Vertreter einer „imperialistischen“ Politik gewesen sei und hierfür auch die entsprechenden Konzeptionen entwickelt habe; vgl. etwa ED. MEYER, *Hannibal und Scipio*, in: *Meister der Politik*, Bd. 1, 21923, S. 97 ff., und W. SCHUR, *Scipio Africanus und die Begründung der römischen Weltherrschaft*, 1927. Selbst wenn das richtig sein sollte — immerhin lassen sich gewichtige Gründe dagegen anführen —, so wissen wir doch andererseits ziemlich genau, daß sich Scipio in entscheidenden Fragen gegenüber der Senatsmehrheit nicht durchsetzen können, so etwa während seines 2. Consulats. Das nimmt genau besehen auch nicht wunder. Solange der Senat in seiner Gesamtheit die Leitung der Politik innehatte, war dem einzelnen hier kein allzu großer Spielraum gegeben, und Gedanken, die von dem Üblichen abwichen, fanden in diesem recht konservativen Gremium im allgemeinen wenig Gegenliebe. Wenn dann im 1. Jh. einzelne Männer auch hier die Initiative an sich reißen sollten, so hatte das zur Voraussetzung, daß inzwischen der Senat die Kontrolle über die Dinge verloren hatte.

den göttlichen Kräfte. Eines der wesentlichsten Anliegen ihres Kultus waren die Versuche, die bösen Geister zu bannen, die zornigen Götter zu versöhnen. Diese im Ursprung vorhandenen und auch keineswegs nur für die Römer charakteristischen Anlagen wurden nun durch bestimmte geschichtliche Erfahrungen gesteigert und wirkten in den politischen Bereich hinein. In der Frühzeit der Republik, im 5. Jh., da sich der Römische Staat zu formen begann, sahen sich die Römer dem Druck ihrer Nachbarn ausgesetzt. Von allen Seiten drangen diese auf die Stadt ein, von Etrurien, aus dem sabinischen Bergland, aus den Ebenen Latiums. Die Kämpfe rissen nicht ab. Das Gefühl ständiger Bedrohung wurde hier zu einem Grunderlebnis, senkte sich tief in das Bewußtsein der Römer. Doch beachtlich ist es, daß sie sich nicht damit abfinden, vielmehr entschlossen waren, sich zu behaupten. Mit allen Mitteln suchten sie die Gefahren zu bannen. Stärkung der eigenen Macht schien der beste Weg hierfür. Dabei verfuhr man mit einer bemerkenswerten Konsequenz. Der Ausbau des Staates diente nicht zum wenigsten dem Ziel, die eigenen Kräfte zu erfassen und nach außen hin zur höchstmöglichen Wirkung zu bringen. Durch Bündnisse mit benachbarten Gemeinden suchte man die feindliche Überlegenheit auszugleichen, den Ring einer drohenden Einkreisung zu durchbrechen. Hier begriff man schon früh, daß ein Staat auf die Dauer nur auf Bundesgenossen zählen könne, wenn er auch selbst zu seinem Wort stehe und bereit sei, den Freund zu unterstützen. Roms Treue gegenüber seinen Bundesgenossen, später immer wieder gepriesen, sollte bis in das 2. Jh. hinein zu einem Grundpfeiler seiner Außenpolitik werden. Zugleich machte man im Verlauf der Kämpfe mit den rivalisierenden Nachbargemeinden noch eine andere Erfahrung, zumal in dem etwa ein Jahrhundert währenden Ringen mit der Stadt Veji in Südetrurien. Friedensschlüsse brachten hier nur eine kurze Atempause, wurden immer wieder von neuen Kriegen abgelöst. Die ganze Frage wurde erst bereinigt, als es Rom nach 400 unter schweren Anstrengungen gelang, diese Stadt zu zerstören und damit die Gefahren, die ständig von dort gedroht hatten, endgültig zu beseitigen. Leicht ließ sich daraus der Schluß ziehen, daß Kompromisse mit gleichwertigen Mächten nicht von Dauer sein können, daß vielmehr ein Konflikt bis zur letzten Entscheidung durchgefochten werden muß. Wohl gab es noch andere Wege, um außenpolitische Probleme zu lösen, noch andere Möglichkeiten, um sich inmitten einer feindlichen Umwelt zu behaupten — auch die Römer hatten sich hier zu Beginn des 4. Jhs. noch keineswegs festgelegt —, aber gerade diese ersten Erfahrungen und Eindrücke blieben in ihrer Erinnerung haften und sollten ihr weiteres Handeln in eine bestimmte Richtung lenken.

Wir können das im einzelnen seit der Mitte des 4. Jhs. verfolgen. Damals begann eine neue Phase der römischen Politik. Der Schauplatz erweiterte sich, Rom griff über den Umkreis der es umgebenden Landschaften hinaus in die Räume des mittleren und südlichen Italien. Damit wuchsen die Aufgaben, die Probleme, und alles erhielt größere Maßstäbe. Es ging nicht mehr allein um Rom, sondern

um die Zukunft der Völker Italiens. Zwei Momente haben vornehmlich diese Entwicklung ausgelöst. Einmal war es den Römern gelungen, die schweren Rückschläge, die ihnen 387/86, kurz nach der Eroberung Vejis, die Einfälle der Gallier und die Zerstörung ihrer eigenen Stadt gebracht hatten, zu überwinden. Nach außen hin hatten sie ihre alte Stellung zurückgewonnen, zugleich im Inneren einen Ausgleich zwischen den Ansprüchen der alten patrizischen Geschlechter und den neu aufstrebenden plebejischen Familien gefunden. Die Zeit der Ermattung war vorbei, neue Energien wurden lebendig. Das gestärkte römische Selbstbewußtsein verlangte zunächst eine Überprüfung der Beziehungen zu den benachbarten, in einem losen Bund zusammengeschlossenen Latinern. Zu Ausgang der Königszeit waren sie von Rom abhängig gewesen, dann hatten seit dem Beginn der Republik die beiden, durch Abkunft, Sprache und Religion eng verbundenen Völker gleichberechtigt nebeneinander gestanden. Aber jetzt verschoben sich die Gewichte. Rom beanspruchte in immer stärkerem Maße bei allen, beide Völker gemeinsam berührenden Fragen die letzte Entscheidung. Da es sichtlich auf dem Wege war, die einstige Hegemonie zurückzugewinnen, griffen die Latiner zu den Waffen (340). Aber, obwohl dabei von einzelnen ihrer südlichen Nachbarn unterstützt, waren ihre Chancen von vornherein gering. Sie erkaufte ihre Erhebung mit dem Verlust ihrer Souveränität. Als Bundesgenossen mußten sie fortan den Römern Heeresfolge leisten und sich deren Befehlen fügen. Die Integration Latiums in den römischen Staatsverband war damit vollzogen (338). Doch die Lösung dieser einen Frage warf sofort weitere neue Probleme auf. Sie berührten das Verhältnis zu den samnitischen Stämmen im südlichen Mittelitalien. Seit alters hatten diese von ihrer gebirgigen Heimat aus die fruchtbaren Küstenebenen von Apulien und Campanien heimgesucht. Um 350 schlossen sie sich zu einem Bund zusammen, und damit massierte sich ihre Kraft. Bedroht fühlte sich vor allem Capua, der Hauptort Campaniens. Außerstande, sich aus eigener Kraft zu behaupten, hatte es sich schon zu Ausgang der 40er Jahre an Rom um Hilfe gewandt; dieses war darauf eingegangen und hatte in dem sog. 1. Samniterkrieg (343/41) zunächst die samnitischen Angriffe aufgehalten. Effektiv wurden diese Verbindungen jedoch erst seit 338. Nach der Niederwerfung Latiums war Rom nun auch gegenüber den Campanern eindeutig der bestimmende Partner. In dem Bündnis, das es damals mit ihnen schloß, behielt es sich auf Grund seiner militärischen Überlegenheit die Führung vor¹³⁾.

¹³⁾ Die Vorgänge im einzelnen sind bei der durch spätere Zusätze entstellten annalistischen Überlieferung nicht mehr faßbar. Wie man heute zumeist annimmt, erfolgte Capuas Hilfesuch an Rom um 343; von der ersten Reaktion der Samniten erfahren wir nichts genaues. Wahrscheinlich hat es sich bei dem sog. 1. Samnitenkrieg (343—341) nur um Kämpfe bescheidenen Ausmaßes gehandelt. Die Steigerung der römischen Macht hat dann 340 zu der Erhebung der Latiner geführt, die dabei Unterstützung bei den Sidizinern, Aurunkern und Campanern gefunden zu haben scheinen. Vgl. J. BELOCH, *Röm. Geschichte* (1926), S. 366 ff., und jetzt auch J. BLEICKEN in: *Propyläenweltgeschichte*, Bd. 4 (1963), S. 81 ff.

Was die Römer letztlich zu ihrem Übergreifen nach Campanien veranlaßte, können wir nur noch vermuten; doch spricht viel dafür, daß ihnen eine weitere Ausdehnung des Samnitischen Bundes, an Umfang dem damaligen römischen Territorium weit überlegen, nicht gleichgültig sein konnte. Sie waren bestrebt, den drohenden samnitischen Angriff möglichst weit weg von ihren Grenzen aufzufangen. Aber durch ihr Engagement in Campanien sollten sie nun erst recht den Konflikt auslösen.

Die Kriege mit den Samniten, die sich mit nur kurzen Unterbrechungen von etwa 326 bis in die 70er Jahre des 3. Jhs. hinzogen, wurden für die weitere römische Entwicklung schlechthin entscheidend¹⁴⁾. Was bislang in Ansätzen gegeben war, reifte zur Vollendung, die römische Politik gewann ihre eindeutigen Konturen. Nicht nur mobilisierte Rom alle ihm selbst zur Verfügung stehenden Mittel, reformierte sein Heerwesen, es suchte und fand auch neue Bundesgenossen im Umkreis von Samnium. Durch Anlage von Colonien zernierte es das feindliche Gebiet und dehnte im Zug der Abwehr seinen Einfluß über weite Teile Italiens aus. Im Verlauf der Jahre gewann der Krieg immer größere Ausmaße. Auf Seiten der Samniten griffen vor allem seit 298 die Etrusker und andere Stämme Mittelitaliens ein, in ihrem Gefolge vorübergehend auch die Gallier der Poebene. Und das Panorama rundete sich ab, als zu Ausgang der 80er Jahre auf Bitten Tarents der König Pyrrhos von Epirus den Boden Italiens betrat und den schon verglimmenden Brand von neuem entfachte. Bemerkenswert ist nun nicht nur das Ergebnis dieses sich fast über sechs Jahrzehnte erstreckenden Ringens: Roms Sieg und die Einigung Mittel- und Süditaliens unter seiner Führung. Nicht weniger bemerkenswert ist das Verhalten der römischen Politiker während dieser Zeit. Wiederholt waren beide Seiten des Krieges müde, und die Aussicht, den ebenbürtigen Gegner niederzuzwingen, schien gering. In der Tat wurde dreimal (321, 304, 291) unter Anerkennung des beiderseitigen Besitzstandes Frieden geschlossen. Bisweilen hatte es den Anschein, als könnte sich, ähnlich wie einst in Griechenland, auch auf dem Boden Italiens ein System einigermaßen gleichwertiger Staaten herausentwickeln. Aber von den Römern wurden diese Möglichkeiten nicht wahrgenommen. Die schweren Rückschläge, die sie im Verlauf dieses Ringens immer wieder erlitten, so zu Anfang bei den Caudinischen Pässen (321) und dann noch in der letzten Phase bei dem Eingreifen des Königs Pyrrhos, waren nur zu geeignet, ihrem aus der bisherigen Geschichte gegebenen Bewußtsein von einer ständigen Gefährdung neue Nahrung zu geben.

Die Erfahrungen, die man einst im Kampf gegen Veji gewonnen hatte, verdichteten sich jetzt zu einem Grundprinzip der römischen Politik. Caesar soll am Vorabend des Konflikts mit Pompejus den Ausspruch getan haben, „es sei schwerer, ihn vom ersten auf

¹⁴⁾ Es handelt sich um die Kriege von 326—304, von 298—291 und von 282—272. Dabei wurde der sog. 2. Samnitenkrieg durch einen Frieden von vier- bis fünfjähriger Dauer (321—317/16) unterbrochen. Die endgültige Niederwerfung der Samniten erfolgte erst im Verlauf des Pyrrhoskrieges (282—272).

den zweiten, als vom zweiten auf den letzten Platz zu verweisen“¹⁵⁾. Was er für seine Person formulierte, war den römischen Politikern als Norm des Verhaltens im außenpolitischen Bereich schon längst vertraut. Man kann es so formulieren: Alles Nachgeben ist vom Übel, jeder Kompromiß verlagert nur die Entscheidung, löst keines der vorhandenen Probleme. Sicherheit läßt sich auf die Dauer nur gewinnen, indem man alle Gegner, wenn auch nicht völlig ausschaltet, so doch zumindest unter die eigene Kontrolle bringt. Diese hier von den Römern entwickelten Maximen sind zweifellos recht einfach, ja geradezu unkompliziert. Man erkannte als Maß nur die Bedürfnisse des eigenen Staates an. Im Unterschied zu den Griechen, im Unterschied auch zu den Staaten des mittelalterlichen und neuzeitlichen Europa war man nicht bereit, eine Ordnung zu akzeptieren, in der auch andere Mächte die Möglichkeit zur eigenen Entfaltung besaßen. Von einer großzügigen politischen Konzeption kann schwerlich die Rede sein. Wenn man trotzdem immer wieder von den Römern als den großen Politikern spricht, so meint man zumeist etwas anderes. Man denkt an ihre Fähigkeit, im Rahmen dieser begrenzten Zielsetzung alle Möglichkeiten zu nutzen, um ihren Willen durchzusetzen, an ihre Kunst, die Schwächen des Gegners zu erfassen, an ihre Rücksichtslosigkeit und Energie, mit der sie den einmal eingeschlagenen Weg bis zum Ende gingen, und schließlich an ihre unglaubliche Härte, die sie auch gegen sich selbst übten, wenn es galt, scheinbar ausweglose Situationen zu meistern.

Rom hatte diese Grundsätze auf dem Boden Italiens und — wie wir hinzufügen können — in einer besonderen geschichtlichen Situation entwickelt. Die Frage muß sich stellen, ob sie, nachdem die Eroberung Italiens abgeschlossen war, auch weiterhin aktuell sein würden, ob nicht die gewandelten Verhältnisse auch eine Modifizierung dieser Einstellung bewirken müßten¹⁶⁾. In der Tat mochte manches dafür sprechen. Seitdem im Jahre 272 die letzte epirotische Besatzung die Burg von Tarent geräumt und Rom seinerseits zwei Jahre danach das während des Pyrrhoskrieges abgefallene Rhegion an der Straße von Messina zurückgewonnen hatte, waren innerhalb des römischen Herrschaftsbereichs die letzten noch vorhandenen Unruheherde ausgeräumt. Es gab damals für die römische Außenpolitik eigentlich nur noch ein ungelöstes Problem, und das betraf die zukünftigen Beziehungen zu den Galliern der Poebene. Aber gerade dieses griff man nicht auf, man beschränkte sich hier vielmehr zunächst auf die Defensive, begnügte sich damit, durch die Anlage der Festung Ariminum (Rimini) an der Nordostküste Italiens sowie durch kleinere militärische Einheiten die Nordgrenze Mittelitaliens zu sichern. Mancher mochte erwarten, daß auf die Zeit der Kriege eine Zeit des Friedens folgen werde. Sieger wie Besiegte waren erschöpft, bedurften dringend der Ruhe, und zweifellos lag es im

¹⁵⁾ Sueton, *Divus Iulius*, 29, 1.

¹⁶⁾ Für das Folgende sei hingewiesen auf meinen Beitrag *Roms Aufstieg zur Weltherrschaft* im 4. Bd. der *Propyläenweltgeschichte* (1963, S. 97 ff.).

Interesse der Römer, unbeeinflusst von äußeren Verwicklungen ihre Stellung in Italien zu konsolidieren und die durch den Krieg geschlagenen Wunden zu heilen.

Die Dinge haben bekanntlich einen anderen Verlauf genommen. Unmittelbar nach der Unterwerfung Italiens setzte mit dem Kampf um Sizilien das schwere Ringen mit Karthago ein. Wie konnte es dazu kommen? ¹⁷⁾). Gern weist man darauf hin, daß die Straße von Messina keine echte Grenze bilde, daß der Herr von Süditalien gleichsam von der Natur dazu eingeladen werde, den Sprung über das Meer nach Sizilien zu wagen. Aber ein Zwang dazu bestand keineswegs, wissen wir doch, daß zu anderen Zeiten Sizilien und Süditalien häufig unter verschiedenen Herrschern gestanden haben. Noch weniger gab es damals für Rom eigentlich einen Anlaß, sich gegen Karthago zu wenden. Die Beziehungen zwischen beiden Mächten waren seit alter Zeit recht gut gewesen, ja das gute Einvernehmen hatte sogar während des Pyrrhoskrieges vorübergehend zu einer Allianz geführt. Im übrigen war Karthago damals alles andere als eine aggressive Macht, die imperialistische Phase seiner Geschichte lag weit zurück, und es ging ihm vorwiegend darum, den einst gewonnenen Besitz zu behaupten. Der eigentliche Anstoß zum Konflikt kam in der Tat auch von einer ganz anderen Seite. Er wurde ausgelöst durch den Streit zwischen den beiden Städten Syrakus und Messina im östlichen Sizilien. An sich war das zunächst keine weltbewegende Angelegenheit. Die damaligen Herren Messinas, die sog. Mamertiner, ehemalige Söldner des früheren syrakusanischen Tyrannen Agathokles, größtenteils oskischer Herkunft, hatten Jahre hindurch die Bewohner des östlichen Sizilien tyrannisiert. Syrakus setzte sich dagegen zur Wehr, und nach anfänglichen Rückschlägen gelang es ihm unter seinem jungen König Hieron, die Mamertiner zu besiegen und um die Mitte der 60er Jahre auf ihre Stadt zurückzudrängen ¹⁸⁾). In dieser Lage entschlossen sich die Mamertiner zu einem Schritt, dessen Folgen sie wohl selbst kaum ahnten. Sie wandten sich gleichzeitig um Hilfe an Karthago wie an Rom. Von Karthago wußten sie, daß ihm jede Stärkung der syrakusanischen Macht ungelegen kommen würde, gegenüber Rom appellierten sie an die gemeinsame italische Herkunft. Rom war zunächst von diesem Hilfesuch gar nicht erbaut. Erst nach langen Diskussionen im Senat hat man sich entschlossen, ihm stattzugeben. Viel sprach allerdings dafür, denn wie auch die weitere Entwicklung verlaufen würde, sowohl ein Sieg von Syrakus wie auch ein Erfolg der mit Karthago verbündeten Mamertiner mußte für die römische Politik in gleicher Weise neue Probleme aufwerfen. In dieser Lage schien es, zumal man ausdrücklich dazu aufgefordert wurde, nur sinnvoll, sich

¹⁷⁾ Vgl. hierzu die wichtigen Untersuchungen von A. HEUSS, *Der erste Punische Krieg und das Problem des römischen Imperialismus* (Hist. Zs. 169, 1949, S. 457 ff.).

¹⁸⁾ Die zeitliche Festlegung dieser Ereignisse, insbesondere die Datierung von Hierons Sieg über die Mamertiner am Fluß Longanos (269/68 oder 265/64?) ist in der Forschung noch umstritten; die letzten Erörterungen hierzu bei H. BERVE, *König Hieron II.* (Abh. Bayr. Akad., Phil. hist. Kl., 1959, S. 14 ff.).

hier von vornherein einzuschalten. An einen großen Krieg dachte man nicht. Zunächst hat man nur zwei Legionen aufgeboten. Schlimmstenfalls mußte man mit einem Kampf gegen Syrakus rechnen; der kam dann auch, war aber, wie erwartet, nicht allzu schwer. Bereits Ende des Jahres 263 konnte man mit Syrakus Frieden schließen.

Doch bei alledem hatten die Römer die karthagische Reaktion unterstützt. Karthago konnte einfach auf Grund seiner bisherigen Erfahrungen eine Festsetzung Roms im Osten Siziliens nicht dulden. Hatte schon Syrakus immer wieder die karthagischen Positionen im Westen der Insel bedroht, mit wie viel größerem Recht mußte man das gleiche von Rom befürchten. Nach anfänglicher Zurückhaltung trat Karthago 262 aus seiner Reserve heraus. Es sammelte an der Ostgrenze seines sizilischen Machtbereichs im Raum von Agrigent ein großes Heer, außerdem spielte es die eigene Seeüberlegenheit aus. Die karthagischen Flotten gingen von ihren Stützpunkten auf Sizilien und Sardinien zum Angriff gegen die ungeschützten Küsten Italiens vor. Was die Römer bislang noch nicht gewußt hatten, ging ihnen jetzt auf: Italien war nicht nur verwundbar zu Lande, sondern in vielleicht noch höherem Grade auch zur See. Karthago bedeutete in gleicher Weise wie eine Generation zuvor die Samniten eine Bedrohung des römischen Herrschaftsgebietes. Und wie damals zog nun auch jetzt die römische Politik die entsprechenden Konsequenzen, zumindest war sie bestrebt, es zu tun. Bezeichnend sind hierfür die Bedingungen, die im Jahre 255 der Consul Regulus auf afrikanischem Boden den besiegten Karthagern stellte¹⁹⁾. Er forderte neben dem Verzicht auf Sizilien und Sardinien sowie einer radikalen Reduzierung der Kriegsflotte den Abschluß eines Bündnisses, in dem sich Karthago verpflichten sollte, fortan nichts gegen die römischen Interessen zu unternehmen, vielmehr jederzeit den römischen Wünschen zu gehorchen. Mit einem Wort: Karthago sollte, zumindest im außenpolitischen Bereich, aufhören, ein souveräner Staat zu sein. Von den bisherigen Erfahrungen Roms her waren derartige Forderungen durchaus logisch, und vielleicht wäre damit das ganze Problem ein für alle Mal gelöst gewesen, aber der Consul wie auch der Senat in Rom überschätzten hier ihre eigenen Möglichkeiten. So leicht war Karthago nicht niederzuzwingen. Es kam für die Römer zu schweren Rückschlägen, fast fünfzehn Jahre zog sich der Krieg noch hin, und als dann 241, nach der Schlacht bei den Ägatischen Inseln, Karthago um Frieden bat, mußten die ursprünglichen Ziele zurückgesteckt werden. Rom begnügte sich mit der Abtretung Siziliens; drei Jahre später fügte es dann in skrupelloser Ausnutzung der Schwäche Karthagos noch Sardinien hinzu. Bei diesen Annexionen ging es ihm jedoch primär um die Abschirmung Italiens gegenüber allen Angriffen von Westen her. Auf beiden Inseln wurden Truppen stationiert und Lilybaeum an der Westspitze Siziliens zu einem Flottenstützpunkt ausgebaut. Die hier gefundene Lösung mochte fruchtbare Ansätze für die weitere Zukunft enthalten.

¹⁹⁾ CASS. DIO 11 fr. 43, 22 f., vgl. ZONARAS 8, 13, 3 ff.

Karthago blieb als souveräner Staat bestehen, und gleichzeitig war dem römischen Sicherheitsbedürfnis Rechnung getragen. Auf dieser Basis hätte sich, was einst schon RANKE andeutete²⁰), eine Koexistenz beider Mächte entwickeln können. Doch diese Konzeption blieb im Ansatz stecken, und der ihr zugrunde liegende Gedanke wurde eigentlich erst in der Kaiserzeit weiter entwickelt. Rom glaubte, daß der Besitz der beiden Inseln allein noch nicht ausreiche. Die notwendige Sicherheit schien ihm nur dann gegeben, wenn sich außerdem das Kräfteverhältnis im Westen nicht zu seinen Ungunsten verschieben würde.

Und gerade das trat ein. Der Karthager Hamilkar ging um 237 nach Spanien, und die Entstehung eines eng mit Karthago verbundenen Reiches auf der Pyrenäenhalbinsel drohte in der Tat die Gewichte zu verlagern²¹). Rom griff um 226 hier ein und veranlaßte Hamilkars Nachfolger Hasdrubal zu der Zusage, nicht mit bewaffneter Macht den Ebro zu überschreiten. Noch stand diese römische Forderung in Verbindung mit dem früheren Versuch, den Gegner möglichst weit von den Grenzen Italiens fernzuhalten, aber das römische Engagement in Spanien, zunächst nur zögernd vor sich gehend, gefährdete nun seinerseits die dortige Stellung der Barkiden. Hannibal, der Sohn Hamilkars, der 221 dort die Herrschaft übernahm, sah das klar. Er war entschlossen, hier für alle Zukunft eine römische Intervention unmöglich zu machen. Gegen den Einspruch Roms eroberte er die an der spanischen Ostküste gelegene Stadt Sagunt, ferner erklärte er das von Hasdrubal geschlossene Abkommen über den Ebro für sich als unverbindlich und traf schließlich im Frühjahr 218 Anstalten, die zwischen Ebro und Pyrenäen gelegenen Landschaften zu erobern. Rom erklärte daraufhin den Krieg. Dieser, unter dem Namen Hannibalscher Krieg in die Geschichte eingegangen, schien durch seinen Anlaß wie seinen Verlauf alle bisherigen Grundsätze der römischen Politik noch einmal zu rechtfertigen. Auf einer größeren Ebene führte er noch einmal die Situation der Samnitenkriege herauf. Nicht nur zeigte sich den Römern, daß eine „halbe“ Entscheidung, wie sie das Jahr 241 gebracht hatte, eben keine wirkliche Lösung gewesen war, nicht nur stellte man mit Bestürzung fest, daß der besiegte Gegner Energien entwickelte, die man in diesem Ausmaß nicht für möglich gehalten hatte, sondern darüber hinaus wurde alles, was man in der Vergangenheit mehr als dumpfe Drohung empfunden hatte, jetzt zur furchtbaren Realität. Rom erlebte, von dem Tag an der Allia abgesehen, die dunkelsten Stunden seiner bisherigen Geschichte. Dem strategischen Genie Hannibals waren anfangs seine Heere nicht gewachsen, und am Abend der Schlacht von Cannae schienen seine Tage gezählt.

²⁰) *Weltgeschichte*, Bd. 2 (41921), S. 101: „Es ließe sich noch immer denken, daß Rom Oberitalien kolonisiert, Karthago den größten Teil von Spanien mediatisiert hätte und die beiden Republiken in freundschaftlichen Beziehungen zueinander geblieben wären.“

²¹) Ausführlicher habe ich das Folgende in meinem Hannibalbuch (Kl. Vandenhoeck-Reihe 133/135, 1962) behandelt.

Zum ersten Mal seit Menschengedenken besaß der Gegner eindeutig die Initiative. Alle Widersacher Roms rief Hannibal auf den Plan. Mit den Galliern der Poebene hatte er sich schon gleich zu Anfang verbündet, jetzt traten zahlreiche Gemeinden Süditaliens auf seine Seite. Philipp von Makedonien griff in den Krieg ein, und schließlich gab der Anschluß von Syrakus das Signal zum Abfall weiterer Teile Siziliens. Wie schon so oft in seiner Frühzeit sah sich Rom eingekreist, aber dieses Mal unter ungleich größeren Verhältnissen. In Italien, Spanien, auf Sizilien und Sardinien, zuletzt auch in Afrika wurde gekämpft, und der Brand griff über die Adria nach Illyrien und Griechenland. Nur unter den äußersten Anstrengungen gelang es Rom, diese Krise zu meistern und allmählich die verlorene Initiative zurückzugewinnen. Als dann schließlich 202, nach Scipios Sieg über Hannibal bei Zama, die Karthager um Frieden baten, da war es allerdings nicht mehr bereit, dem Gegner seine einstige Souveränität zu belassen. Dieser durfte niemals mehr die Möglichkeit erhalten, sich von neuem zu erheben. Abtretung der überseeischen Besitzungen, vollkommene Abrüstung zur See, jährliche Tributzahlungen auf die Dauer von fünfzig Jahren genügten nicht. Karthago mußte sich auch verpflichten, ohne römische Genehmigung keinen Krieg mehr zu führen, und die Söhne der vornehmsten Familien, als Geiseln nach Rom gesandt und in wechselndem Turnus ausgetauscht, sollten dafür bürgen, daß ihre Väter sich auch an diese Abmachungen hielten. Und um die Stadt vollends zu binden, wurde ihr darüber hinaus in der Person des Königs Massinissa von Numidien ein ständiger Wächter zur Seite gestellt.

Aber mit der Niederwerfung Karthagos waren die Probleme, die der Hannibalische Krieg aufgeworfen hatte, keineswegs alle gelöst. Das traf nicht nur für Oberitalien und Spanien zu, wo die Kämpfe mit den Einheimischen andauerten, ja wie in Spanien überhaupt erst richtig in Gang kamen, sondern auch für das Verhältnis Roms zu den Staaten des Ostens. Unmittelbar auf den Abschluß des Friedens mit Karthago folgte der Krieg mit Makedonien (200). Er sollte den Auftakt bilden zur Einbeziehung der hellenistischen Welt in den römischen Herrschaftsbereich, und im Hinblick hierauf könnte man mit einem gewissen Recht von einem ganz neuen Einschnitt sprechen. Andererseits ist jedoch nicht zu verkennen, daß die römische Politik bei diesen Unternehmungen nur die Konsequenzen aus den Erfahrungen der vergangenen Jahrzehnte gezogen hat²²⁾. Der Keim war bereits gelegt durch Philipps Bündnis mit Hannibal im Jahre 215. Der Friede, den Rom dann 205 zu Phoinike mit ihm in einer gewissen Zwangslage geschlossen hatte, trug alle Zeichen eines Kompromisses an sich, entsprach in keiner Weise den römischen Intentionen. Doch hätte man sich vielleicht mit der Zeit auf römischer Seite damit abgefunden, wenn nicht in den letzten Jahren des Hannibalischen Krieges auch im Osten die Dinge in Bewegung geraten wären. Der

²²⁾ Vgl. die Darstellung dieser Vorgänge bei M. HOLLEAUX in der *Cambr. Anc. History*, Bd. 8 (1930), S. 116 ff., zu den letzten Diskussionen über den Ausbruch des 2. Makedonischen Krieges A. HEUSS, *Röm. Gesch.*, S. 543 ff.

damals einsetzende Niedergang Ägyptens, einst die stärkste politische Potenz in der hellenistischen Staatenwelt, rief die Könige Antiochos von Syrien und Philipp von Makedonien auf den Plan. Beide suchten ihren Einfluß in die bislang von Ägypten abhängigen oder zumindest geschützten Gebiete vorzuschieben. Philipp dehnte seine Macht in Griechenland und im Bereich des Ägäischen Meers aus, und es schien, als könne er Makedonien seine führende Stellung von einst zurückgewinnen. Bedroht hierdurch fühlten sich unter anderen das mit Rom verbündete Pergamon in Westkleinasien sowie der Inselstaat Rhodos. Beide wandten sich im Sommer 201 mit der Bitte um Unterstützung an Rom. Ihre Gesandten verfehlten nicht, dem Senat die Lage im Osten in den dunkelsten Farben zu schildern, und machten damit Eindruck. Bereit in Analogien zu denken, sich an früheren historischen Vorgängen zu orientieren, sahen die Römer hier sich Ähnliches vorbereiten, wie nicht lange zuvor am Vorabend des 2. Punischen Krieges in Spanien. Der ehemalige Gegner verstärkte seine Macht, und wenn 218 vom fernen Spanien aus eine Invasion Italiens erfolgt war, wie viel leichter konnte das von Makedonien und Griechenland aus geschehen, wo nur die schmale Adria dazwischen lag. Ein zweites Mal durfte das nicht geschehen. Daß Philipp nicht mit Hannibal zu vergleichen war, daß auch manche andere Parallelen nicht stimmten, darüber dachte man nicht nach. Man war entschlossen, aufs Ganze zu gehen, weit mehr zu tun, als Rhodos und Pergamon ursprünglich gewollt hatten.

In ultimativer Form forderte man Philipp auf, sich in Zukunft aller Übergriffe gegen griechische Staaten zu enthalten. Das Ziel war deutlich: Ein für allemal sollte Makedonien aus Griechenland verwiesen und ihm damit die Voraussetzungen für seine bisherige Großmachtstellung genommen werden. Nach einem Krieg von drei Jahren mußte sich Philipp fügen, seine Stützpunkte in Griechenland und Thessalien räumen und sich mit dem Besitz seiner Stammlande begnügen. Doch damit war, wie sich bald zeigen sollte, das Problem nur zur Hälfte gelöst. Fünf Jahre nach dem Abschluß des Friedens mit Philipp brach der Krieg mit Antiochos von Syrien aus. Den letzten Anstoß dazu gaben die verworrenen Verhältnisse in Griechenland, nicht ohne Schuld der Römer, denn es war ihnen nicht gelungen, dort eine Ordnung von Dauer zu schaffen. Gleich zu Beginn der Auseinandersetzungen mit Philipp hatten sie den griechischen Gemeinden erklärt, sie seien nicht als Eroberer gekommen, sondern lediglich in der Absicht, ihnen die Freiheit zu bringen. Nach dem Abschluß des Krieges hatte Flamininus bei den Isthmischen Spielen von 196 noch einmal diese Versprechungen wiederholt und den baldigen Abzug der römischen Besatzungen zugesichert. Das war gewiß ehrlich gemeint, an Annexionen hatte man kein Interesse, und die römischen Truppen wurden an anderen Plätzen dringender gebraucht. Aber auf römischer Seite hatte man dabei die tatsächlichen Schwierigkeiten unterschätzt, und die Hoffnung, man könne Griechenland sich einfach selbst überlassen, erwies sich rasch als trügerisch. Sofort nach dem Abzug der römischen Truppen sollten die nur vorüber-

gehend durch den gemeinsamen Kampf gegen Philipp überwundenen Gegensätze zwischen den griechischen Staaten wieder aufbrechen. Das suchte der König Antiochos von Syrien auszunutzen. Er stand damals auf der Höhe seines Ruhms, war Herr des größten Reiches im Osten. Schon unmittelbar nach der Niederlage Philipps hatte er im westlichen Kleinasien sowie auf der europäischen Seite der Meerengen Fuß gefaßt, und manches sprach dafür, daß er von hier aus auch auf das griechische Festland übergreifen werde. Das konnte die Römer nicht gleichgültig lassen. Noch einmal verdüsterte sich um die Mitte der 90er Jahre für sie der politische Horizont. In Spanien und Oberitalien standen sie in heftigen Kämpfen, und jetzt stiegen am östlichen Himmel dunkle Wolken auf. Der Gedanke an eine Koalition aller von Rom bedrohten Mächte lag in der Luft. Kein Geringerer als Hannibal, der damals am Hof des Antiochos weilte, hat anscheinend solche Gedanken erwogen. Aber Antiochos war der Stunde nicht gewachsen. Er verspielte die Chancen, die ihm und der damaligen Welt vielleicht noch gegeben waren. Ohne sich über die Auswirkungen seines Schrittes im klaren zu sein, ging er 192 auf Bitten der mit den Römern zerfallenen Aetoler nach Griechenland hinüber und provozierte damit den Krieg mit Rom, für den er noch gar nicht vorbereitet war. Das Ergebnis war entsprechend. Zu Ausgang des Jahres 190 wurde er bei Magnesia in Kleinasien geschlagen und verzichtete auf weiteren Widerstand. Er räumte die Gebiete westlich des Taurus und gab im Frieden von Apameia 188 alle bisherigen Ansprüche auf Griechenland und Kleinasien preis. Die letzte Macht, die zumindest in der Vorstellung der Zeitgenossen noch einmal Roms Aufstieg hätte hemmen können, war damit an die Peripherie verwiesen.

Mit dem Frieden von Apameia war nun eigentlich das Problem gelöst, das die römische Politik von ihren ersten Anfängen an bewegt hatte. Wohl gab es in der von Rom beherrschten Welt noch manche Unruheherde, so im nordwestlichen Italien und dann vor allem in Spanien; aber eine ernsthafte Bedrohung bildeten sie nicht. Rom hatte in den vergangenen drei Jahrzehnten seine Überlegenheit über die anderen Staaten so eindeutig erwiesen, daß keiner mehr die Möglichkeit besaß, sie noch einmal in Frage zu stellen. Das aber heißt: Mit seinen Siegen hatte Rom die Voraussetzungen aufgehoben, unter denen es bislang Politik getrieben hatte. Sein herkömmliches Ziel, alle Gegner zu entmachten oder unter die eigene Kontrolle zu bringen, entsprach nicht mehr den tatsächlichen Verhältnissen, war im eigentlichen Sinne nicht mehr aktuell. Eine andere Aufgabe war jetzt vordringlicher, und sie bestand darin, der aus den Fugen geratenen Welt eine neue Ordnung zu geben. Aber nun zeigte es sich, daß der Sieger hierfür eigentlich gar nicht vorbereitet war. Die römischen Politiker waren nicht imstande, eine politische Konzeption zu entwickeln, die der neuen Lage angemessen war. Sie, die in den schweren Jahren des Hannibalischen Krieges groß geworden waren und dort die Richtigkeit der überkommenen Prinzipien erfahren hatten, vermochten sich nicht von dem Bann einer alten Tradition

zu befreien. Sie dachten weiterhin in Kategorien, die für das 4. und 3. Jh. sinnvoll gewesen waren.

Besonders deutlich läßt sich das an der römischen Ostpolitik seit 188 ablesen. Man macht es sich allzu leicht mit der Annahme, die hellenistischen Staaten hätten bereits damals keine Zukunft mehr gehabt. Noch gab es dort eine Fülle von politischen Energien, und es fehlte auch nicht an einsichtigen und bedeutenden Staatsmännern²³⁾. Auch die römischen Friedensverträge mit Makedonien und Syrien hatten noch manche Möglichkeiten offen gelassen. Daß diese nicht wahrgenommen wurden, war nun keineswegs nur, wie man auch neuerdings lesen kann²⁴⁾, Schuld der griechisch-hellenistischen Staaten und Gemeinden. Gewiß, ihre ständigen Streitigkeiten und Rivalitäten bieten kein erfreuliches Bild, vieles wirkt kleinlich und provinziell. Nur wird man hier bedenken müssen, daß Staaten, denen man die Flügel beschnitten hat, kaum in der Lage sind, große Politik zu treiben. Die entscheidende Verantwortung trug zweifellos Rom, denn es allein besaß die Macht, hier erträgliche Verhältnisse zu schaffen. Das begriffen auch die Griechen; wiederholt wandten sie sich an den Senat und trugen dort ihre Anliegen vor. Aber die schwierige Kunst, unter Wahrung der eigenen Überlegenheit den nominell noch unabhängigen Staaten einen Raum zu eigener Entfaltung zu konzedieren, hat Rom nicht gemeistert. Bei ihren Entscheidungen ging es den römischen Politikern letztlich darum, jede Regung einer ihnen unerwünschten Selbständigkeit zu unterdrücken. Ihr latentes Mißtrauen, selbst gegenüber treuen Bundesgenossen, erstickte schon im Ansatz jeden Versuch einer großzügigen Lösung. Die Hoffnungen, die einst Flamininus mit seiner Freiheitserklärung erweckt hatte, erwiesen sich bald als eitel und nichtig. An ihre Stelle traten bei den Menschen im Osten Resignation und schließlich tiefer Haß. Um diese für sie bedrohliche Bewegung aufzuhalten und zu unterdrücken, fanden die römischen Politiker kein anderes Mittel, als brutal die eigene Überlegenheit auszuspielen. Man zertrümmerte 168 Makedonien, entmachtete in den folgenden Jahren den Achäischen Bund, Rhodos, Pergamon, Syrien, Ägypten und vollendete das Werk der Zerstörung 146 mit der Vernichtung der beiden Städte Karthago und Korinth²⁵⁾.

Zu den führenden Köpfen im römischen Senat jener Jahrzehnte gehört Cato²⁶⁾. Vielen erscheint er als Repräsentant des in sich noch

²³⁾ Erinnert sei nur an die Könige Philipp von Makedonien und Eumenes II. von Pergamon, ferner an den Achaier Philopoimen und die rhodischen Staatsmänner.

²⁴⁾ Vgl. H. E. STIER, *Roms Aufstieg zur Weltmacht und die griechische Welt* (1957).

²⁵⁾ Über die Gründe, die Rom zur Zerstörung Karthagos veranlaßten, ist viel diskutiert worden; vgl. M. GELZER, *Nasicas Widerspruch gegen die Zerstörung Karthagos* (zuerst *Philologus* 86, 1931, jetzt *Kleine Schriften*, Bd. 2, 1963, S. 39 ff.), dazu jetzt meine Ausführungen *Die römische Politik des 2. Jhs. und das Ende Karthagos* (*Historia*, 9, 1960, S. 309 ff.).

²⁶⁾ Dank seiner literarischen Hinterlassenschaft ist uns CATO unter den römischen Politikern in der 1. Hälfte des 2. Jhs. am besten bekannt. Über seine Bedeutung innerhalb der römischen Literaturgeschichte besteht kaum ein Zwei-

ungebrochenen Römertums, nicht ganz zu Unrecht. Aber gerade an ihm zeigt sich auch, wie wenig dieses alte Römertum den neuen Aufgaben gewachsen war. Nur mit Erschütterung kann man lesen, wie der über achtzigjährige Mann zu Ausgang der 50er Jahre seine Jugenderinnerungen heraufbeschwört, um die Zerstörung Karthagos zu fordern. Er wollte nicht wahrhaben, daß diese Stadt, deren Untergang er für das Gedeihen des römischen Volkes als notwendig ansah, nur noch ein Schatten ihrer einstigen Größe war. In der Tat, er kämpfte hier gegen Schatten, er lebte selber in den Vorstellungen einer Welt, die längst vergangen war. Er wie seine Gesinnungsgenossen beriefen sich dabei auf die Maximen der Vorfahren, aber sie alle miteinander hatten nicht begriffen, daß Erfahrungen, die man aus der Geschichte gewinnt, ebenfalls dem geschichtlichen Wandel unterworfen sind, daß es keiner Generation erspart bleibt, die Lehren der Geschichte neu zu durchdenken und den Verhältnissen der eigenen Gegenwart anzupassen. Letztlich war das, was Rom damals tat, sinnlos. Durch die Zertrümmerung Makedoniens und die Zerstörung Karthagos und Korinths hat es keines der damaligen Probleme wirklich gelöst. Es ging, bar jeder konstruktiven Phantasie, den einmal eingeschlagenen Weg weiter bis zu dem Augenblick, da die alte Welt in Trümmern lag. Die Entwicklung der Weltgeschichte war um 146 gleichsam auf dem toten Punkt angelangt. Damals hat der Geschichtsschreiber POLYBIOS in seinem Werk gesagt: „Erst die Nachwelt könne beurteilen, ob Roms Herrschaft zum Segen für die Welt auschlagen werde. Denn nicht der Sieg sei entscheidend, sondern das, was der Sieger daraus mache“²⁷⁾. Vielleicht mochten schon damals einzelne Römer das Gewicht dieser Worte begreifen, aber noch mehr als ein Jahrhundert sollte vergehen, bis die zerschlagene Welt eine neue Ordnung zu finden und zu einer sinnvollen Einheit zusammenzuwachsen begann.

Der Weg dahin war schwer, und viele Opfer mußten dafür gebracht werden, nicht nur von den Besiegten, sondern auch von dem Sieger selbst. Rom hatte, wie zu zeigen war, nicht zum wenigsten deshalb seine Kriege geführt, um sich selbst zu behaupten, den eigenen Staat und die überkommenen Lebensformen zu wahren. Es war ihm in der Tat gelungen, alle äußeren Gefahrenmomente praktisch auszuschalten, es hatte sich gegenüber den anderen Mächten in einem Ausmaß durchgesetzt, wie es kaum ein Staat zuvor und auch danach vermocht hat. Aber gerade dadurch hat es das heraufbeschworen, was zu vermeiden eigentlich der Antrieb aller dieser Anstrengungen gewesen war. In der Konsequenz des Sieges haben die Römer den eigenen Staat mit seinen spezifischen Normen verloren. Es änderte sich mit den Wandlungen im Wirtschaftsleben die Struk-

fel; ob freilich seine politische Rolle, wie man im Gegensatz zu MOMMSEN heute mitunter meint, ebenso positiv zu werten ist, scheint mir fraglich; vgl. im allgemeinen F. KLINGNER, *Cato Censorius und die Krisis Roms* (zuerst in: *Die Antike*, 10, 1934, 239 ff., jetzt in *Römische Geisteswelt*, 41961, S. 34 ff.), M. GELZER in: PAULY-WISSOWAS *Realencyclopädie*, Bd. 22 (1953) Sp. 108 ff., D. KIENAST, *Cato der Censor* (1954).

²⁷⁾ POL. III 4, 7.

tur der römischen Bevölkerung, die Relationen zwischen Stadt und Land wurden vertauscht; der Bauer, einst das Rückgrat des Staates, verlor an Bedeutung, es kamen empor die Händler, Kaufleute und die großen Unternehmer. Das Volk, das in Rom selbst nach alter Gewohnheit zur Wahlurne schritt und die Gesetze beschloß, war nicht mehr das Volk im alten Sinne, sondern das neue Proletariat, das sich auf dem Boden der rasch anwachsenden Hauptstadt zusammengefunden hatte. Zugleich änderte sich durch das Einströmen der Reichtümer aus den besiegten und unterworfenen Ländern der Lebensstil, und es zersetzte sich die alte Adelsschicht, die zuletzt noch in den Jahren des Hannibalischen Krieges ihren Führungsanspruch gerechtfertigt hatte. Die Voraussetzungen, auf denen der alte Staat beruht hatte, gerieten so allenthalben ins Wanken, und schließlich klammerte man sich im 1. Jh. nur noch krampfhaft an den alten, im Grunde schon längst überholten Formen fest. Der Preis, den der Sieger zu bezahlen hatte, war kaum weniger hoch als der, den einst der Besiegte entrichten mußte. Er bezahlte mit dem Verlust alles dessen, wofür einst die Vorfahren gekämpft und wofür sie alle diese Anstrengungen, Leiden und Entbehrungen auf sich genommen hatten. Bis tief in die Kaiserzeit haben die konservativen Römer das nicht verwunden. Und doch entbehrt das Ganze nicht eines tieferen Sinns. In der entscheidenden Stunde, da es darum ging, die Konsequenzen aus seinen Siegen zu ziehen, hatte der alte Freistaat versagt und war damit in seiner ursprünglichen Struktur zu einem Hemmschuh für eine weitere fruchtbare Entwicklung geworden. Nur im Kampf gegen ihn ließ sich das Dilemma überwinden, in das damals die Welt geraten war. Erst im Zug der Auflösung der klassischen res publica wandelte sich die Einstellung des Römers zu seiner Umwelt, erst jetzt wurden die Talente frei, die nicht mehr gebunden an eine längst überholte Tradition, in der Lage waren, eine neue in die Zukunft weisende Konzeption zu entwickeln. Der alte Staat mußte fallen, damit das Weltreich, für das er in seiner großen Zeit die Voraussetzungen geschaffen hatte, sich vollenden konnte.